



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Studien. II .

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Verbrauchssteuern, deren unerläßliche Voraussetzung wiederum die Sicherung verfassungsmäßiger Bürgschaften ist. Die Verwicklung dieser grundlegenden Frage hat das Tabakssteuerproblem vorläufig mehr in den Hintergrund der akademischen Diskussion gedrängt, zu seinem und unserem Glück. So traurig die herrschenden Wirren sind, so spenden sie uns doch insofern eine Art grünländischen Sonnenscheins, als sie alle wagehalsigen Experimente auf dem Gebiete der Tabaksfrage in weite Ferne rücken. Franz Mehring.

Pariser Studien.

II.

Bis vor Kurzem ist die Meinung weit verbreitet gewesen, in Frankreich sei die Trunksucht höchstens bei den alten Troupiers und alten Duvriers zu Hause. Namentlich waren die Franzosen selbst sehr besorgt, dieses günstige internationale Vorurtheil zu nähren. Wo immer möglich wurden Deutsche, Engländer, Schweizer, Russen in französischen Schriften als leidenschaftliche Trunkenbolde verhöhnt. In französischen Possen und französischen Romanen ist der Deutsche schon lange vor 1870 ein unverbesserlicher Trinker gewesen. Eine Nation, die so frei über ein weit verbreitetes Laster urtheilen konnte, mußte doch wahrlich über jeden Verdacht der Mitschuld erhaben sein.

Dieser ruhmredigen Splitterrichterei gegenüber fördert nun allerdings Max Nordau*) eigenthümliche Thatsachen zu Tage. Gleich das erste Kapitel des zweiten Theils seines ersten Bandes ist dem „Alkoholismus in Paris“ gewidmet. Da der Verfasser indessen in der Hauptsache auf den statistischen Mittheilungen über den Alkoholkonsum in Frankreich fußt, welche der Inspektor der französischen Gefängnisse und Irrenanstalten Dr. Lunier der Académie de Médecine in Paris über den Weingeistverbrauch in ganz Frankreich gemacht hat, so wirft dieses Kapitel auch auf ganz Frankreich ein sehr bedenkliches Licht in Hinsicht der bei den Franzosen üblichen Vertilgung geistiger Getränke. Dr. Lunier hat, wie wir hier einschalten, bei seinen statistischen Tabellen über den Alkoholverbrauch in Frankreich etwa die letzten fünfzig Jahre in Betracht gezogen, und nachgewiesen, wie sich quantitativ und qualitativ (betreffs der einzelnen Hauptgetränke) in dieser Zeit der Alkoholkonsum auf den Kopf der Bevölkerung vertheilt. Da stellt sich denn die wahrhaft erschreckende Thatsache

*) Aus dem wahren Milliardenlande. Pariser Studien und Bilder, Leipzig, Duncker und Humblot, 1878.

heraus, daß jeder Bewohner Frankreichs im Jahre 120 Liter Wein, 22 Liter Bier, 3 Liter Schnaps, und etwa 10 Liter Cider trinkt oder richtiger vertilgt. Jeder Franzose — also Weiber und Kinder einbegriffen! Man wird also, wenn man die Kinder abzieht — wir werden sehen, daß wir dazu nicht einmal vollständig berechtigt sind, — und die Weiber weit niedriger in der Tranksteuer abschätzt, — die Landbevölkerung aber im Verbrauche alkoholischer Getränke durchschnittlich auf eine viel günstigere Stufe stellt, als die Einwohner der Städte, namentlich großer Städte, nicht bloß dahin gelangen, wohin der Verfasser gelangt: dem erwachsenen männlichen Franzosen durchschnittlich das Doppelte dieser Normalverteilung alkoholhaltiger Getränke zuzuschreiben, sondern man wird mit der dreifachen Masse kaum zu hoch greifen! Und nun vergleiche man mit diesen Ziffern den Durchschnittskonsum an geistigen Getränken, den Jeder in einer deutschen Stadt, vollends auf einem deutschen Dorfe beobachten kann, so wird man ermessen können, ob die Franzosen uns mit Grund eine Nation von Trinkern schelten können.

Dazu kommt aber ein anderer, den Franzosen noch nachtheiligerer Umstand. Wir kennen Alle aus unsern Volkszählungen die Ziffern, um welche die deutsche Bevölkerung nur im letzten Jahrzehnt gewachsen ist. Frankreich hat im Gegensatz zu uns in den letzten fünfzig Jahren nur eine Volksvermehrung von $2\frac{1}{2}$ Millionen Seelen aufzuweisen — also noch lange nicht den Zuwachs Deutschlands im letzten Jahrzehnt. Der Alkoholgenuß dagegen hat sich in Frankreich in diesen fünf Decennien, in denen seine Bevölkerung von $32\frac{1}{2}$ auf 35 Millionen wuchs, gerade verdoppelt, und unglücklicher Weise trifft die Zunahme des Genusses im letzten Jahrzehnt (1866—76) hauptsächlich den Schnaps. In diesen Zeitraum ist der Schnapskonsum um $33\frac{1}{3}$ % d. h. von 2 auf 3 Liter pro Kopf der Bevölkerung gestiegen. Diesem gesteigerten Konsum entsprach beinahe die Vermehrung der Kneipen. Auch in dieser Hinsicht zeigt Frankreich heute ein weit ungünstigeres Verhältniß als Deutschland. Am 1. Januar 1877 kam in Frankreich auf 102 Einwohner, also auf kaum 40 erwachsene Männer, eine Kneipe. Die Zahlen, die für Deutschland, sehr verschieden für die einzelnen Landestheile, in Betracht kommen, gibt uns der Gesetzentwurf der Regierung an die Hand, der eben den deutschen Reichstag beschäftigt, und die Abänderung des § 33 der deutschen Gewerbeordnung (die Bedingungen zur Ertheilung der Schankkonzession) zum Zweck hat. Hierbei ist für Deutschland aber besonders noch darauf zu verweisen, daß die große Vermehrung der Schankstätten, die Deutschland seit dem Inkrafttreten der Gewerbeordnung von 1869 in Norddeutschland und deren Ausdehnung auf Süddeutschland zu Anfang der 70er Jahre auch hier erfahren hat, keineswegs so bedenklich erscheint, wie das — viel größere — Anwachsen derselben in Frankreich. Denn erstens wurde schon gezeigt, daß

unsre Bevölkerung in ganz andrem Maße angewachsen ist, als die französische. Sodann wird in der übergroßen Mehrzahl unsrer sog. „Restaurationen“ oder (in Süddeutschland) „Brauereien“ fast nur Bier ausgeschenkt, also ein weit gesünderes, weit weniger alkoholhaltiges Getränk, als in Frankreich von den Trinkern eingenommen zu werden pflegt; denn in Frankreich wird Vormittags und Nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr — der „Absinth-Stunde“! — hauptsächlich Schnaps konsumirt. Sodann ist schon nach dem bisherigen Gewerbe-recht (§ 33) in Deutschland die Erwerbung der Befugniß zum Betriebe einer neuen Schnapskneipe von dem Nachweise eines wirklichen Ortsbedürfnisses abhängig gemacht, außerdem aber sind die Bestimmungen des Gesetzes, welche die Genehmigung des Gewerbebetriebs an die moralische Unbescholtenheit des Nachsuchenden und die lokale Unbedenklichkeit der Gastwirthschaftsräume knüpfen, streng, häufig (namentlich in Sachsen in den letzten fünf Jahren) mit einer dem Sinn und Willen des Gesetzes kaum vereinbaren Strenge geübt worden. Weiter fällt die große Vermehrung unsrer Schankstätten ganz hauptsächlich in die Tage des Milliardenrausches, wo mit der fieberhaften Steigerung aller industriellen Unternehmungen und dem rapiden Sinken des Geldwerthes auch die Sucht nach Genuß fieberhaft stieg. Endlich hat vor dem Inkrafttreten der deutschen Gewerbeordnung ein fast monopolistischer oder bannrechtlicher Zug wenn auch nicht die Gesetzgebung, doch die Praxis der Verwaltungsbehörden in Betreff des Gewerbebetriebes der Schank- und Gastwirththe beherrscht und es ist nur begreiflich, daß die neue, seit 1869 gewonnene Freiheit an manchen Orten in das andre Extrem umschlug. Hier bietet das rasche Allewerden derer, die sich von Etablirung einer Restauration goldne Berge versprechen, ein ganz natürliches Korrektiv gegen den Mißbrauch des Gesetzes. Aber selbstverständlich sind auch die zahllosen, vergeldstagten Wirththe in dem statistischen Beiwerk unsrer Regierungsvorlage, die den § 33 der Gewerbeordnung betrifft, gewissenhaft beim Zuwachs der Schankstätten mitgezählt worden.

Man wird diese Abschweifung auf deutsche Verhältnisse entschuldigen mit dem lebhaften Interesse des Tages, das ihnen gerade sich zuwendet. Will man von den beredten Zahlen absehen und das Maß des allgemeinen Alkoholge-nusses nach den Gewohnheiten der Bevölkerung beurtheilen, so wird man für Frankreich abermals einen sehr unvortheilhaften Vorsprung konstatiren müssen. Höchst charakteristisch ist in dieser Hinsicht das einzige Gesetz, mit welchem die französische Nationalversammlung in den letzten Jahren dem auch von ihr er-kannten allgemeinen Uebel zu steuern suchte. Was bestimmt dieses Gesetz? Es bestimmt, daß die Kneipen nicht länger als bis Mitternacht geöffnet sein sollen — es gab also eine Bestimmung zu Anfang der siebziger Jahre, deren Wächter bei uns der Volkshumor schon zu den ehrwürdigsten Gestalten rechnet, und

deren Uebertretung unser Strafgesetz ruhig als bloße „Uebertretung“ ahnden konnte, so gewissenhaft wird von der großen Mehrzahl bei uns die Polizeistunde gehandhabt. Das französische Gesetz bestimmte weiter, daß die Wirths einem sichtlich Betrunknen nichts mehr zu trinken geben dürfen u. s. w. Auch gegen eine solche Beförderung der Völlerei hatte, im vollen Einklang mit dem moralischen Gewissen der Nation, schon lange zuvor unsere Gewerbeordnung ein sehr wirksames Gegenmittel ergriffen, indem sie verbot, daß denen, die überhaupt verdächtig seien, die Schankkonzession zu verbotenem Spiel, zu Unzucht oder Völlerei zu mißbrauchen, die Konzession verweigert, und, wenn ein solcher Mißbrauch der gewährten Freiheit nachzuweisen, wieder (und event. für immer) entzogen werden könne. Darin liegen sehr energische Garantien gegen jede Durchbrechung oder Gefährdung der moralischen Ordnung, während das französische Gesetz nach den Studien Dr. Lunier's und Nordau's bisher zur Heilung des Uebels so gut wie nichts gethan hat.

Die Verbreitung dieses Uebels aber in Frankreich ist geradezu furchtbar zu nennen. Nach den Zahlen, die Lunier uns mitgetheilt, kann es leider durchaus nicht für übertrieben gelten, wenn Nordau sagt: „Alle Welt trinkt hier — ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes und des Standes.“ Die Schreihälse in der Wiege schon erhalten Wein eingelöst. Die Schulkinder nehmen stolz ein Gläschen Rothwein mit in die Schule zum Frühstück, „um sich zu erfrischen“. Daß die Pariser Arbeiter ohne Ausnahme mehr oder weniger discrete Trunkenbolde sind, ist schon in unserm ersten Artikel erwähnt worden. Nordau hat eine sehr große Zahl dieser Sünder auf ihrem Schmerzenslager im Spital nach ihrer Lebensweise befragt und dadurch für die Tugendhafteren von ihnen folgendes Normalbild ihres Alkoholkonsums gewonnen. Des Morgens trinkt der Pariser Arbeiter einen Schnaps, der, wenn er saust ist, ein „Bitter“ heißt, wenn stärker „brûle-gosier“ (Rachenbrenner) oder „casse-poitaine“ (Brustzerbrecher); dazu wird entweder nichts oder höchstens eine Wassersuppe mit Brod gegessen.* Gegen elf Uhr nimmt der Arbeiter sein Frühstück, eine höchst ungenügende Fleischspeise, sehr viel Brod, und meist einen ganzen Liter Rothwein. Nach dem Frühstück natürlich das unvermeidliche Gläschen Cognac, das technisch und vertraulich „la goutte“ oder „rincegueule“ (Rachenspüler) genannt wird. Um sechs oder sieben Uhr er-

*) Dem Verfasser dieses wurde übrigens während des Krieges in wohlhabendem französischem Hause, wo er sich der besonderen Gunst des Quartierwirthes erfreute, so daß dieser ihn wie ein Glied der Familie behandelte, früh um fünf der grausame Landweisswein der Gegend als Frühstück vorgesetzt, von Pont-a-Mousson bis in die Champagne hinein; Kaffee als Frühstück kannte man hier gar nicht; in Rheims, im Hause der Veuve Cliquot wurde früh sechs Uhr zum Kaffee ein Gläschen echte Beuve beigegeben u. s. w.

folgt dieselbe Libation beim Diner, in Rothwein und — Cognac. Diejenigen, die nur soviel trinken, sind Tugendhelden. Der Unmäßige trinkt bei weitem mehr, mehr Wein, mehr Rincettes, und zwischen den Mahlzeiten auch Absinth. Der Maßstab zur Würdigung der eigenen Tugend fehlt auch denen nie, welche, am Alkoholismus leidend, das Spital bevölkern. Sie setzen der Frage des Arztes, ob sie denn trinken bona fide die stolze Antwort entgegen: „Ich trinke nie alkoholische Getränke.“ Denn 3½ Liter Rothwein täglich können doch nicht Alkoholismus veranlassen. Rothwein zählt ja nach Ansicht dieser biedern Arbeiter überhaupt nicht zu den alkoholhaltigen Getränken.

Ganz dieselben „Erfrischungen“ an geistigen Getränken, mindestens in derselben Menge, höchstens von besserer Qualität, nehmen auch die vornehmen Klassen Frankreichs zu sich. „Reichliche Quantitäten Rothwein bei jeder Mahlzeit, Cognac zu jeder Tasse Kaffee, Absinth im Laufe des Tages. Die Damen mastiren ihre Trunksucht, an der sie ebenso wie die Männer leiden, unter graziösen Namen und zärtelnden Manieren. Eine Dame wird natürlich nie einen Absinth nehmen, si donc! Allein sie schlürft mit Behagen ihre Serie von Gläschen grüner Chartreuse, „welche die Verdauung befördert“, goldener Benediktine, „welche die Nerven beruhigt“, duftender „eau de melisse des carmes“, „welche die Migraine verscheucht“ u. s. w. Und mit all diesen eleganten Kalmirungsmitteln gelangen vornehme Damen zur wohlkonditionirten Kupfernase und zum — Säuserwahnsinn.“ Daß man Wasser trinken könne, um seinen Durst zu löschen, ist dem Franzosen unsaßbar. Im Kafé oder im Restaurant gibt es keine Wassergläser. In Gesellschaft erhält man Rothwein oder Fruchtsyrup mit Wasser, wenn man über Durst klagt. „Die meisten Pariser wachsen heran, werden alt und sterben, ohne je einen Tropfen reinen Wassers über ihre Lippen gebracht zu haben; es ist absolut buchstäblich zu nehmen, daß unter hundert Pariser kaum einer weiß, wie Wasser ohne Beimischung von Zucker, Syrup oder Cognac schmeckt. Den besten Beweis hierfür liefern die vierzig Trinkbrunnen, die ein englischer Gallomane Sir Richard Wallace auf seine Kosten in verschiedenen Theilen der Stadt Paris anlegen und mit je zwei Trinkschalen versehen ließ. Paris brach in ein ungeheures Gelächter aus. Die Witzblätter verspotteten den wohlmeinenden Engländer unaufhörlich. Die Brunnen benützte man, um Hunde zu tränken und Kinder zu waschen; „wenn ein Fremder einmal an einem solchen Wallace-Brunnen trank, so bildete sich eine Ansammlung um ihn und man starrte ihn an, als ob er ein Horn auf der Nase trüge“. Jetzt ist allerdings bereits ein Umschwung der öffentlichen Meinung eingetreten und die vierzig Brunnen ziehen ganz unmerklich in Paris eine Generation von Wassertrinkern heran.

Wir sind dieser Darstellung des Verfassers eingehender gefolgt, um daran

einen Vorzug hervorzuheben, der namentlich die zweite Hälfte seines ersten Bandes auszeichnet; sie bietet nämlich eine treffliche Grundlage zu völkervergleichenden Erörterungen. Das gilt namentlich auch von den drei folgenden Kapiteln: „Kindererziehung und Jugendleben“, „Väterchen Staat“, „Die offiziellen Carrièren in Frankreich“. Man sieht hier aus einem sehr fragwürdigen Erziehungssystem den ungesunden Ehrgeiz der ganzen Nation herauswachsen. Eigentlich gehört der ganze weitere Inhalt des zweiten Bandes zu derselben Betrachtung mit. Denn der Artikel über „die Bohème“ und „die Journalistik der Bohème“ soll doch nur, im Gegensatz zu den „offiziellen Carrièren“, die nicht offiziellen, höchst ungewöhnlichen Carrièren der verdorbenen Genies kennzeichnen, die Abhandlung „Das Weib und seine Stellung in Paris“ soll uns zeigen, wie das französische Erziehungssystem auf das weibliche Geschlecht wirkt, das Kapitel „Die Frömmigkeitsmode“ verfolgt ein krankhaftes Einzelsymptom dieser Erziehung, der Abschnitt „Das Jungesellenthum“ und „Salons und Causerie“ vervollständigt das Bild der Gesellschaft, die auf solcher Methode heranwächst. Der beinahe vollständige Mangel an Gemüth, den dieses Erziehungssystem herbeizuführen versteht, ist nach einer Seite hin besonders klar bezeichnet durch den vorletzten Artikel des ersten Bandes: „Das Lied in Paris.“ Denn hier wird nachgewiesen, daß das Volkslied dort nur noch im Munde von Bettlern lebt. „Wenn der Pariser ein Volkslied hört, so greift er mechanisch in die Tasche um einen Sou zu suchen.“ Im Schlußartikel endlich, „Paris und die Fremden“, ist gezeigt, wie diese Gesellschaft dem Auge des Fremden erscheinen muß. Nachdem wir so den inneren Zusammenhang dieser scheinbar willkürlich aneinander gereihten Abhandlungen nachgewiesen, heben wir ihren bemerkenswerthesten Inhalt hervor.

In seiner Abhandlung über „Kindererziehung und Jugendleben“ in Paris weist der Verfasser nach, daß das Erziehungssystem in Paris, ja in dem größeren Theile von Frankreich an allen Schattenseiten des Konvikts- und Stiftswesens krankt, ohne dagegen kaum eine einzige seiner Lichtseiten zu bieten. Bei uns sind die reichsten und individuell ausgeprägtesten Talente der Nation hinter den klosterähnlichen Mauern einer „Fürstenschule“, eines „Stiftes“ erzogen worden — wie viele der bedeutendsten Geister in dem einzigen Schulpforta, in Meißen oder Tübingen — Beweis genug, daß diese Art der Erziehung bei uns niemals die Individualität verkümmert hat. Die tiefe und reine Freude an deutscher Wissenschaft hat in diesen Anstalten bei vielen unserer besten Männer ihren Anfang genommen; Freundschaften fürs Leben sind hier geschlossen worden, die der ganzen Nation später fruchtbaren Segen gesendet. Wer wollte leugnen, daß die französischen Collèges und Lycées ausnahmsweise nicht Aehnliches erzielten. Die treue Freundschaft zwischen Thiers und Mignet

hat auf dem Lyceum der Vaterstadt ihren Anfang genommen, ist in Aix gekräftigt und in Paris zum Nutzen und Ruhm Frankreichs in hartem, gegenseitig förderndem Wettbewerb der Freunde praktisch geübt worden.

Aber Nordau hat Recht, wenn er solch verschwindende goldene Ausnahmen bei der Schilderung der trübseligen Regel, welche die französische Collège-Erziehung bildet, gar nicht erwähnt. Das Collège ist keine Volksschule, kein Gymnasium, keine Realschule nach deutschen Begriffen. Es ist eine Kaserne für Knaben bis zum Jünglingsalter, ja mehr als Kaserne, ein Gefängniß. Kein Hauch der Elternliebe durchdringt die hohen kalten Mauern. Extreme werden in allen diesen Anstalten kaum geduldet, die meisten sind reine Internate. Einförmig und reizlos fließt das Leben Tag für Tag dahin. Kein Ausbruch ungebundenen jugendlichen Frohsinns ist erlaubt. Die Ernährung der Zöglinge ist meist ebenso unzumuthig wie unzureichend. Leibesübungen sind vernachlässigt. Bleichsüchtig, blutarm, schwächlich, kopfhängerisch, mit eingesunkener Brust, schlaffer Haltung erscheinen die Zöglinge außerhalb der Mauern des Collège, in einem Alter, wo ihre Altersgenossen in Deutschland und England als kräftige, rothbäckige, ausgelassene Jungen die Spielplätze und Turnhallen erfüllen. Wie sollte es auch anders sein? Selbst der Knabe, der unbeschädigt an Leib und Seele durch diese Hallen Jahrelang wandelt, in denen die schlimmsten Laster geübt und gelehrt werden, wird immer mit Schrecken zurückdenken an den jähen Wandel seines Geschickes, der ihn plötzlich ohne jeden Uebergang aus dem Kreise liebevoller Angehöriger versetzte in eine völlig gleichgiltige, gefühllose, meist feindselige Umgebung. „Die Wirkung auf das junge Menschenleben,“ sagt Nordau schön, „ist dieselbe, wie die Wirkung des kalten Wassers auf die flüssige Glasmasse, die in dasselbe geträufelt wird. Wie der Glaskropfen augenblicklich erstarrt und sich mit einer diamantharten Rinde umgiebt, so umgiebt sich das Herz des Knaben mit einem Panzer von Gefühllosigkeit, hinter den er alle Wärme und alle seinem Alter natürlichen Expansionsbedürfnisse zurückdrängt.“ Deshalb raubt auch die Erziehungsmethode des Collège „den Franzosen einen der größten Schätze des Lebens: die Poesie einer blühenden und leuchtenden Jugenderinnerung. Wenn der Franzose auf sein Knabenalter zurückblickt, so sieht er kahle Schlafsäle, düstere Corridore, pedantische Schultyrannen und groteske oder boshafte Pions“ (Aufseher). Namentlich die trostlose Rolle, die der Pion spielt, ein armer Teufel, verachtet oder verwünscht von der Jugend; vor den Augen der Jugend, der er Zucht lehren soll, würdelos abgekanzelt von dem ersten besten „Professor“, muß jede Disziplin und jede Achtung vor höherem Gebot schon in den frühesten Jahren des Knaben unheilbar zerstören.

Erkannt sind diese Schattenseiten längst von Renan wie von Girardin

und Jules Simon — aber zu einer radikalen Reform hat noch keiner der mächtigen Männer der Presse oder Regierung den Muth gehabt. Denn Jahrhunderte lang ist dieses „bewährte“ System in Kraft gewesen. Die analogen Fehler der Mädchenerziehung werden wir unten eingehender darlegen.

Die Mängel dieses Erziehungssystems werden noch verstärkt durch die in unsren Augen komische, für den Franzosen aber im höchsten Grade anziehende Rolle, welche „Väterchen Staat“ bei den öffentlichen Prüfungen und den öffentlichen Prämienvertheilungen an fleißige Musterknaben spielt. Eine öffentliche Schulpreisvertheilung in Frankreich kann sich unsre schlichte deutsche Phantasie einfach nicht vorstellen. Auf einer Estrade des großen Saales sitzen um einen schweren geschnitzten Eichentisch sämtliche Professoren der Anstalt in feierlicher Robe, mit dem eckigen Universitätsbarret auf dem Haupte. Städtische Soldaten in großer Uniform halten Wacht an den Enden der Estrade und in einem Winkel des Saales hat sich ein Orchester etablirt. Die Fahnen oder Farben des Landes sind trophäenartig auffallend gruppiert. Ein großes Publikum aus uniformirten Schülern, deren Angehörigen und bloßen Neugierigen bestehend, füllt die Tiefe des Saales. Ein Huissier in der Hoftracht Ludwigs XV. holt den Knaben, dessen Name aufgerufen wird, an seinem Platze ab und geleitet ihn zur Estrade. Hier umarmt und küßt ihn der Direktor, übergibt ihm den Preis (meist einige Bücher) und krönt ihn mit einem papiernen Lobeerkranz. Das Orchester bläst Tusch, das Publikum erhebt sich zu begeistertem Klatschen und der gebiegene Junge wird von dem würdevollen Huissier an seinen Platz zurückgeführt. Diese Scene wiederholt sich bei allen Musterknaben. Aber damit lange nicht genug! Tags darauf melden sämtliche Zeitungen ihre Namen und am Abend gibt der Unterrichtsminister ein großes Banket, bei welchem die lorbeergekrönten jungen Herrchen den Ehrenplatz einnehmen! „So sichert sich der Staat mit einem ganz geringen Aufwand, der sich auf einige Trompetenstöße, einen papiernen Kranz und ein Couvert an der Tafel eines Ministers reduziert, einen unermüdblichen Studieneifer und glühenden Wettstreit in der ganzen Schuljugend“ — vielleicht auch nur das, was hierfür gilt, setzen wir hinzu. „Und diese theatralische Inszenirung einer einfachen Schulfeier ist nur eine spezielle Anwendung jenes großartigen Systems, welches das ganze französische Staats- und Gesellschaftsleben souverän beherrscht!“

Der Staat ist in Frankreich eben die jedem Einzelnen greifbare irdische Vorsehung. Und weit entfernt ist Frankreich heute von der keiserlichen Ansicht des Geschichtsschreibers Ludwigs XI., (des Begründers des französischen Einheitsstaates), jenes ehrwürdigen, alten Commynes, der vor vierhundert Jahren schrieb, Frankreich sei eine von der Vorsehung speziell regierte Confusion. Nein, der Staat steht dem heutigen Franzosen, wenigstens neben, meist über der Vorsehung.

Von Kindesbeinen an fühlt der Franzose das wachsame wohlwollende Staats-
 Auge auf sich gerichtet. Schon der Elementarschüler empfängt in einem präch-
 tigen Stern von Goldblech offizielle Beweise der Staatsgunst. Mannigfaltig
 und unserm Gefühl meist sehr komisch sind die Auszeichnungen, die der Staat
 den verschiedenen Stadien der Entwicklung in den verschiedenen Berufen zu
 vergeben hat — Nordau zählt sie soweit thunlich vollständig auf — bis end-
 lich das unvermeidliche Band der Ehrenlegion, das von 75,000 der höchstver-
 dienten Franzosen getragen wird, dem phänomenalen Verdienste die nationale
 Krone aufsetzt. Den schroffsten Gegensatz zu diesem Staatsprämienystem, den
 kategorischen Imperativ Kants, hebt auch Nordau hervor. Aber wenn er
 zweifelnd fragt, „welchem Staate, welchem Systeme man den Vorzug geben
 solle“ oder die Geschichte recht gebe — so kann uns Deutschen und allen
 denen, welche die Geschichte nicht bloß nach Erfolgen beurtheilen — und selbst
 diesen — die Antwort nicht zweifelhaft sein.

Die folgenden Kapitel: „Die offiziellen Carrièren in Frankreich: „die
 Bohème“ und „die Journalistik der Bohème“ lassen eigentlich unser Interesse
 an den Schilderungen des Verfassers etwas erkalten. Bei den offiziellen
 Carrièren hat der Verfasser fast nur die Neußerlichkeiten der französischen
 Prüfungsskala für jeden Stand zu rügen, ohne in dieser Hinsicht dem Kenner
 viel Neues zu bieten, und die Bohème der Pariser Gesellschaft und Journa-
 listik hat Arthur Levysohn in seiner kleinen Sammlung „Aus einem Kaiser-
 reich“*) weit lustiger und detaillirter behandelt.

Dagegen bietet die Abhandlung: „Das Weib und seine Stellung
 in Paris“, soviel auch über diesen Gegenstand geschrieben, gelesen und auf
 den Bretern gespielt wird, in mancher Hinsicht Neues und Treffendes. Hier
 sind die Augen des Arztes dem Beobachter sehr werthvoll. Denn es handelt
 sich dabei in der Hauptsache doch nur um die richtige Erkenntniß und Be-
 handlung krankhafter Erscheinungen. Kein Gartenkünstler der Rokokozeit, meint
 der Verfasser, habe die ihm anvertrauten Pflanzen ihren eigentlichen Wachs-
 thumszielen so entfremdet, als das Pariser Leben das Weib von seinen natür-
 lichen Entwicklungsidealen entfernt habe. Nichts an der Pariserin ist natürlich,
 nicht ihr Körper, ihr Geist, ihr Blick, ihre Sprache, ihr Gang, ihre Anschau-
 ungsweise... überall hat man nachgeknetet, ciselirt, gepreßt, gezerzt, überall ist
 gemeißelt, gedreht, polirt, zugefügt worden, bis die Gestalt dem künstlichen
 Ideal nahe gekommen ist, welches die Pariser Cultur vom Weibe erschaffen hat.

Es läuft nun gewiß einige Uebertreibung mit unter, wenn der Verfasser
 versichert, die Pariserin werde fast unmittelbar nach ihrer Geburt in einen

*) Berlin, Ferd. Dümmler, 1877.

Schnürleib gesteckt, sowie sie laufen lernen würden ihr Stiefelchen mit Stelzabstaken angeschnallt, sowie sie in die Schule gehe würden ihre Augenbrauen gemalt, ihr Wangen mit Reispulver bestreichen, zu vier Jahren sei sie mit allen Details des Boudoirs vertraut, zu sechs Jahren seien ihr alle Mysterien der weiblichen Vergnügungsprozeduren ein offenes Buch und zu zehn wisse sie die komplizirteste Toilette bis auf zehn Sous abzuschätzen. Aber um so wahrer und realistischer ist, was der Verfasser über die verkehrte Kleidung, Ernährung und Erziehung der Pariser Mädchen im Allgemeinen bemerkt. Die absolut kindliche d. h. geschlechtslose Naivetät geht der kleinen Pariserin schon mit dem ersten Aufblühen des Bewußtseins verloren. Sie wird von da ab schon „ein kleines Weib, das ganz bestimmt seine Sonderstellung und den Antagonismus zum andern Geschlecht empfindet... Die frühesten Ueberzeugungen, die ihr Mutter und Großmutter, Gouvernante und Stubenmädchen beibringen, sind, daß dem Weibe die Welt gehört, daß der Mann dazu bestimmt sei, ihm als willenloser Sklave zu dienen, daß die Pariserin die herrlichste Blüthe ihres Geschlechts und sie selbst die vollkommenste, reizendste und anmuthigste aller Pariserinnen sei. Diese Grundanschauungen bilden das Fundament, auf welchem sich ihre fernere (!) Erziehung aufbaut.“

Wie der Knabe, wird das Pariser Mädchen mit zehn oder zwölf Jahren der Pension übergeben, von aller Einwirkung der Mutter abgeschnitten, tief unwissende Nonnen leiten ihren Unterricht. Hohl und äußerlich im höchsten Grade ist Alles, was sie lernt, was gelehrt wird. Die Fabeln Lafontaine's die Reden Bossuet's lernt sie auswendig, Grammatik, Orthographie, Rhetorik, Stilaufgaben, pathetische Briefe werden jahrelang geübt. Von Geschichte und Geographie lernt sie blutwenig, von Arithmetik und den Naturwissenschaften gar nichts. Fremde Sprachen erlernt die Pariserin in den seltensten Fällen in dem Maße, daß sie ein fremdzungiges Werk selbst lesen, oder gar eine leidliche Konversation in der erlernten fremden Sprache führen könnte. Zeichnen und Musik stehen eigentlich nur auf dem Programm. Um so intensiver ist das, was man in diesen unglückseligen Pensionaten die religiöse Erziehung nennt: Andachten, Katechismus, Messen, Beichten, Alles wird gewerksmäßig nach dem Motto betrieben: „Die Masse muß es bringen“. Voll der finstersten abergläubischen Bigotterie ist das junge Mädchenherz, wenn es mit achtzehn Jahren wieder die Pension verläßt und in die Familie zurückkehrt. „Selten schön, gewöhnlich nicht einmal hübsch, hat sie immer sehr viel Haltung und große Eleganz der Formen.“ Ihre Unwissenheit wird einiger Maßen aufgewogen durch den gewaltigen Anschauungsunterricht, den die Hauptstadt bietet. Ihre Eitelkeit ist krankhaft, ihre Herrschsucht unbezähmbar. Kaum wird die mütterliche Autorität noch ertragen. Bleichsüchtig, blutarm, von delikater Ge-

fundheit, ist sie einem wunderlichen Wechsel von Stimmungen unterworfen. Ihre Launen sind unberechenbar und sie ist gewöhnt, von allen sich widerstandslos fortreißen zu lassen.“ Frühzeitig verräth ihr eine sorgfame Musterung des Publikums der Boulevards, des Bois de Boulogne, der Theater und Konzerte, die Lektüre der Moderomane, die schlüpfrigen Seiten des Pariser Lebens. Durch und durch nervös, zugleich mittelalterlich abergläubisch und modern skeptisch, nüchtern, verständig und ohne alle Illusion, blickt sie in die Welt, von vagen heißen Wünschen durchbebt. So wird sie verheirathet an einen Mann, den sie meist erst wenig Wochen vor der Hochzeit kennen lernt; ohne Kenntniß des Hauswesens und der Wirthschaft, mit dem festen Entschlusse im Salon und Schlafzimmer unumschränkt zu herrschen.

Auch hier vermissen wir die gerechte Vertheilung von Licht und Schatten, die Karl Hillebrand der französischen Ehe zu Theil werden läßt. Er, der Deutsche, das Kind des Volkes, das seine Ehen meist nach Neigung, seltener nach dem Verstand der Eltern und Verwandten schließt, weiß in seinen werthvollen Sittenschilderungen aus Frankreich*) nicht oft und eindringlich genug zu betonen, daß die meisten der französischen Verstandesehen wahrhaft glückliche für beide Ehegatten wie für die Kinder genannt werden können. Der Grund des weit auseinander gehenden Urtheils der beiden Beobachter liegt offenbar darin, daß Nordau nur die Ehe der modernen französischen Hauptstadt und in dieser wieder vorzugsweise die Ehe der obern Zehntausend in Betracht zieht. Denn auch Nordau erkennt an, daß „die Pariserin der Mittellasse die gesellschaftliche Stabilität, den bürgerlichen Fleiß und einen großen Theil der nationalen Arbeit repräsentirt, die Pariserin der oberen Zehntausend aber die sittliche Verfehlung und den sozialen Verfall und das mit denselben Eigenschaften, welche im andern Falle zu den rühmenswerthen Resultaten führen.“ In jedem Falle hat Nordau aber Recht, und darin ist ihm Karl Braun in seinem Buche „Während des Kriegs“ (1871) schon vorangegangen, daß er den größten Theil des wirklich verderblichen Einflusses der französischen Frau in Staat und Gesellschaft dem Umstand zuweist, daß die Rolle und der Wirkungskreis der beiden Geschlechter unnatürlich vertauscht ist. Wie die Französin der Bürgerkreise herrscht nicht bloß im Hause, sondern auch im Geschäft und Comptoir des Mannes, so herrscht sie in der großen Welt der Hauptstadt auch in allen Interessen, welche die Salons, die Politik des Landes bewegen, aber nicht durch Thatkraft, nicht durch die offene Macht überzeugender Rede und von idealem Streben getragener Handlung, sondern durch die geheimen Schlingen, meist nur durch unlautere persönliche Beweggründe geleiteter und Genossen werbender Intrigue.

*) Zeiten und Völker, Band 1 bis 4. Berlin, B. Herk, 1873—78.

„Die französische Gesellschaft“ sagt Nordau treffend am Schlusse dieser Abhandlung, „gewinnt nichts von dem großen und souveränen Plaze, den die Frau in ihr einnimmt; abgesehen davon, daß der Einfluß der Frau den Einfluß des Priesters verewigt und jede freisinnige Reform erschwert, wenn nicht verhindert, gibt die Erkenntniß, daß man den Beifall des Weibes erlangen müsse, um zu Erfolgen zu gelangen, der Thätigkeit des Mannes eine entnervende Tendenz von Galanterie, die wahrhaft großen, markigen, männlichen Werken nicht günstig ist. Die Ideale einer Gesellschaft, die vom Weibe beherrscht wird, erleiden nothwendigerweise eine Verkleinerung und Erniedrigung. Die Abdikation des Mannes führt schließlich zur völligen Zersetzung der Gesellschaft.... Während in anderen Ländern die Emancipation des Weibes ein Traum der sozialen Reformatoren ist, sehnen hier die Einsichtigsten eine Emancipation des Mannes herbei.“

Es darf nicht wunder nehmen, daß unter solchen Verhältnissen in Paris das Junggesellenthum in noch größeren Proportionen zunimmt, als ohnehin in großen Städten mit überfeinertem Luxus und schroffer Scheidung des Reichthums von der Armuth. Die französischen Theaterdichter wählen gewiß keine Stoffe und lassen ihre Helden gewiß keine Ansichten aussprechen, die nicht in der großen Menge der Zeitgenossen sympathischen Widerhall finden. Die französischen Ehebruchsdramen aber, die seit zehn Jahren die Pariser Bühne beherrschten, tragen sammt und sonders eine große Warnungstafel vor der Ehe an der Stirne und die neueste dramatische Richtung, „l'ami Fritz“ von Erckmann Chatrian, „les mariages riches“ von Dreyfous und selbst „Pierette et Jacquot“ von Offenbach stellen den Charakter des Lustspiels, wie wir ihn seit Shakespeare, Molière und Lessing gewonnen glaubten und die Vertheilung der Rollen der Geschlechter geradezu auf den Kopf. Das alte Stück von Oliver Goldsmith „she stoops to conquer“ hat nur scheinbar den verkehrten und uns widerstrebenden Inhalt dieser neuesten französischen Bühnenmacher: daß nicht mehr der Mann um die Frau ringt, sondern die Frau um den Mann. „Aus dem Jäger ist das Wild geworden; im Turnier der Liebe ist nicht mehr das Weib, sondern der Mann der Preis.“ Nicht bloß „zärtelnde Gemüther“, wie der Verfasser insinuirt, sondern Alle, die in normalen Nationen die normale Stellung der Geschlechter zu einander vorfinden, werden diese neueste Schablone der Pariser Lustspielsdichtung unnatürlich und widerwärtig finden. Aber darum soll ihr die Berechtigung für Paris nicht bestritten werden. Das Pariser Leben, das Verhältniß von Mann und Weib in Paris bei der Werbung, in der Gesellschaft überhaupt, stellen diese Stücke leider richtig dar; und sie stellen es richtig dar, weil das Anwachsen des Junggesellenthums in Paris mehr und mehr zu einer Gefahr der ganzen Gesellschaft der Haupt-

Grenzboden II. 1878.

stadt geworden ist. Diese immer weiter um sich greifende, in ihrer Isolirung gefährliche, indifferente, egoistische, genußsüchtige Masse aufzurütteln und dem wichtigsten Interesse der Nation, der Begründung einer Familie, dienstbar zu machen, wird kein Mittel gescheut. Schon ist, wie man sieht, die Rolle der Geschlechter bei der Liebeswerbung dadurch in Paris verwandelt. Im Ernst beinahe wirft der Verfasser die Frage auf, ob man die uneinnehmbare Festung des Junggesellenthums nicht vielleicht dadurch zur Kapitulation zwingen könne, daß man auch in der übrigen Gesellschaft die Standarte der freien Liebe aufziehe. Die Civilisation und die Menschheit hat auf solche Frage nur eine Antwort: die Antwort, daß kein gesundes Kulturvolk zurückgreifen kann auf die Lebensformen, die es vorfand, als es über die Schwelle der Barbarei eintrat in sein geschichtliches Volksleben. Ein Volk, das diesen Schritt thut, das nicht bestehen kann auf dem Boden der Gesittung der andern, hat sein Todesurtheil gesprochen. Wir sind weit entfernt zu glauben, daß es soweit mit Frankreich gekommen sei.

Vom deutschen Reichstage.

Berlin, 12. Mai.

Die erste Berathung der Tabaksenquetevorlage liegt hinter uns, ohne daß sie die innere Lage geklärt hätte. Im Gegentheil, noch mehr als früher erscheinen heute die Steuerreformabsichten der Reichsvezire vom Nebel der Ungewißheit verhüllt. Vor 2—3 Monaten hatte man wenigstens ein greifbares Projekt, die vom Reichskanzler in unzweideutigster Weise angestrebte Einführung des Tabaksmonopols vor Augen. Heute bezeichnet die Regierung ihren Standpunkt gegenüber der Frage einer ausgiebigeren Besteuerung des Tabaks als tabula rasa. Vollständig fest steht ihr nur die Ueberzeugung, daß eine stärkere Besteuerung des Tabaks eintreten muß, auf welchem Wege, darüber hat sie noch keine bestimmte Meinung, eine „objektive und umfassende“ Untersuchung soll ihr erst die Mittel zur Bildung eines definitiven Urtheils liefern. Schade nur, daß sich diese Versicherung, in welcher sich der Präsident des Reichskanzleramtes und der preussische Finanzminister überboten, weder mit den Motiven aus dem Inhalte der Enquetevorlage, noch mit dem Gebahren der gouvernementalen Presse in der letzten 4—6 Wochen in Einklang bringen läßt. Zum Schlusse jener Motive ist ausdrücklich gesagt, daß auf